Das türkische Haus

Man macht sich gemeiniglich eine falsche Vorstellung von dem Innern eines türkischen Hauses und den Szenen, die dort sich abspielen. Man überträgt die Anschauung, die man aus den farbenglühenden Werken der großen Orientmaler und den Schilderungen älterer Reisewerke von dem Leben in einem mohammedanischen Hause gewonnen hat, mag dasselbe nun in Syrien, Egypten oder in Nordafrika liegen, einfach auf osmanische Verhältnisse, und dann kommt ein solches Bild zustande, wie es der glänzende türkische Romancier Halid Zia in seinem Roman „Verbotene Liebe" in der Phantasie einer Französin vorfindet, die von demselben so angezogen wird, daß sie als Erzieherin in ein türkisches Haus eintritt, um schließlich ihren Traum grausam zerstört zu finden. Was hatte sie nicht geträumt—eine große, marmorgepflasterte und von einer fein'engetragenen Kuppel überragte Halle, wo sich kostbare, mit Perlmutter inkrustierte Möbel befinden, Divane, mit seltenen, alten Teppichen belegt — und diesen Raum erfüllt mit Frauen und Mädchen, die barfuß herumhuschen, deren Augen mit Sürmé untermalt und deren Fingerspitzen mit Henna gefärbt sind, die vom Morgen bis zum Abend nichts anderes tun, als der Musik der Negerinnen lauschen, den aufregenden Tönen per Darbuka und der Saiteninstrumente, die spielen, scherzen plaudern und in dieser schwülen, von dem Duft des Ambers und Weihrauchs angefüllten Atmosphäre auf den Kissen gelagert träumen, ohne daß sie den edelsteinbesetzten Schlauch ihres Nargilehs jemals aus den Händen ließen. Statt dieser fremden, eigenartigen Welt fand jene phantasievolle Dame etwas, was auf den ersten Blick unendlich farblos und ernüchternd wirkt, — das türkische Leben hat auf seiner Außenseite stark puritanische Züge; namentlich dem Fremden, der in sein Inneres noch nicht eingedrungen ist, würden eine ungeheure Einfachheit und Nüchternheit als die ersten Eigenschaften entgegentreten, die ihm auffallen. Wenn man es näher kennen lernt und nicht aus Voreingenommenheit die Bekanntschaft mit ihm verschmäht, wird man allerdings erkennen, daß die türkische Gesittung, statt kunst- und kulturfeindlich zu sein, eine vollendete Lebenskunst darstellt, die mit ihren Mitteln haushälterisch umgeht und, da der Türke auf alle Ostentation verzichten kann, für sich leben darf, nicht, wie wir Europäer, für die anderen existiert und ein feines Gefühl für soziale und ästhetische Distanzen besitzt, im Inneren des Hauses und des engeren Lebenskreises sich eben noch so eigenartig entfaltet wie zu der Zeit, als der türkische Orient seine schönen bunten Farben trug.

Der Grundzug der türkischen materiellen Kultur ist trotz allen Glanzes, die sie an Festen entfalten kann, eine schöne Einfachheit. Das türkische Haus trägt ganz diesen Charakter. Schon die Außenseite verrät, daß man auf überflüssige Ornamente nichts gibt, die ja auch bei diesen Holzbauten nicht am Platze wären. Viele von den neueren Gebäuden, namentlich auf dem Lande, sind sehr elegant und tauchen mit ihrem hellen Anstrich, wie kokette Chalets, aus dem Grün der Gärten auf. Aber in vornehmer Einfachheit zeigen sie keinerlei Schmuck; statt dessen leuchtet nur die Tafel mit dem Koranschmuck von dem Giebel herab und dämpft die helle, leichtsinnige Weltlichkeit des Chalets.

Selbst die großen Privathäuser in der Stadt, die Konaks, sind aus Holz hergestellt oder sehr leicht aus Steinen aufgeführt, ebenso wie jene Jalis, die sich an den lachenden Gestaden des Bosporus aneinanderreihen, oder die Kioske, die über die lieblichen Fluren der anatolischen Kampagna ausgestreut sind. Das türkische Haus wird darum nicht alt — man findet sehr wenige alte Häuser, die vielleicht seit einem Jahrhundert dem Feuer entronnen sind, Wind und Wetter widerstanden haben, und infolge der veränderten Glücksumstände ihrer Besitzer nicht verwahrlost in Trümmer gesunken sind. Die meisten Gebäude haben trotz ihres alten Aussehens kein hohes Alter. Darin gleichen sie den früh verblühenden Orientalinnen. Diese jedoch geben sich durch Schminke, Puder und Haarfärbung ein jugendliches Aussehen, während die Häuser selten durch einen Anstrich verjüngt werden. Grau und mürrisch stehen sie da und ihre Fenster sind mit Holzgittern (Kafes), geschlossen. Ein türkisches Haus der alten Zeit hatte wenigstens den Vorzug der Bequemlichkeit. Alle Räume waren weit und luftig. Sie entsprachen dem Lebensideale und den Lebensbedürfnissen eines türkischen Großen. Harem und Selamlik enthielten die gleiche Zahl von Zimmern, um den großen Troß der Dienerschaft zu beherbergen und den Insassen des Harems die nötige Bewegungsfreiheit und Sicherheit vor den Augen der Männer zu geben. Die Einrichtung des Hauses ist noch jetzt in den Grundzügen dieselbe wie in alter Zeit, obgleich jetzt in der Türkei der mehr oder weniger europäisierte Geschmack der Erbauer auch ein Wort mitzureden hat.

Wir treten durch die Tür, die bei sehr reichen Leuten von einem Albanesen von goldstrahlender Nationaltracht bewacht wird, in den Hausflur, Taschlyk genannt, weil er mit Steinen (Tasch) gepflastert ist. In der Nähe der Türe hält sich die zahlreiche Dienerschaft auf. Das ist ihr altbergebrachter Platz. Hier sitzen sie, denen ihre schwarzen Gehröcke ein außerordentlich würdiges Aussehen geben, und indem sie die Befehle aus den oberen Regionen erwarten, rauchen und plaudern sie oder spielen das beliebte Brettspiel. Der erste unter ihnen, der das Vertrauen seines Herrn genießt, ist der Intendant, der Kehaja. Dort an der Tür findet man auch die überschlanken schwarzen Eunuchen herumstehen, die die Bedienung der Damen und die Verbindung des Harems mit der Außenwelt besorgen. Hier finden wir den stattlichen Kutscher, dessen Fez mit einer blauen Troddel geschmückt ist, und den Bagtschewan, den armautischen Gärtner. Dann führt uns einer der Herren im Gehrock die Treppe hinauf, in ein großes Gemach, eine Art Salon, das man „Sofa" nennt, weil man dort sich früher zur gesellschaftlichen Unterhaltung niederzusetzen pflegte. Auch heute dient das „Sofa" zu allerhand Versammlungen an Festen und zu dem gemeinschaftlichen Gebet in der Ramasanzeit. In alten Häusern ist das Sofa mit breiten niedrigen Divanen ausgestattet, auf die man sich nach alttürkischer Art setzte, indem man die „Terlik", die Pantoffeln, die man nach alter guter Sitte der Reinlichkeit des Fußbodens wegen im Hause trug, von den Füßen gleiten ließ. Die hölzerne Decke war kassettenartig gegliedert, und schön gemalt. Ueber den Fenstern lief eine Reihe kleiner Fenster, die dem Raum Luft und Licht in Fülle gaben. Die Wände waren mit Blumenzeichnungen, unter denen besonders die Tulpe eine Rolle spielte, schön geschmückt.

In dieses Sofa mündeten und münden noch heute die Zimmer des Selamliks, der Männerwohnung. Die Dekoration hat aber heutzutage ihr Original fast ganz eingebüßt — der einzige künstlerisch schöne Schmuck sind die prachtvollen Teppiche, während das Meublement aus Polstermöbeln in europäischem Geschmack besteht. Die Wohnzimmer, das heißt das Empfangs- und Arbeitszimmer des Hausherrn, sind ganz individuell ausgestattet. Natürlich fehlen hier nicht die kleinen achteckigen, mit Perlmutter ausgelegten Tischchen, auf denen man für uns die zierliche Tasse Kaffee und Zigarren stellt, die man uns als Ikram, d. h. als Ehrung des Gastes, vorsetzt. Gehört der Hausherr noch der alten Generation an, so finden wir ihn vielleicht vor einem ganz niedrigen Schreibpult auf dem Minder gelagert und sehen ihn, ein Stück Schreibpapier in den Knien haltend, den „Kalem" von rechts nach links über das Papier schieben. Der Diener, der uns den Ikram bringt, naht sich in ehrerbietiger Stellung und schiebt sich beim Verlassen des Zimmers, das Tablett in der einen Hand, die andere auf die Brust legend, ohne den Rücken zu zeigen, nach rückwärts.

Die beiden Teile des türkischen Hauses, der Harem und der Selamlik, stehen nicht direkt aneinander. Es gibt zwischen ihnen eine Art Pufferabteilung, das sogenannte „Mabein", das heißt das Zwischenzimmer, eine Art Grenzdistrikt für die beiden Welten, die einander, wenigstens anscheinend, so scheu gegenüberstehen. Hier hört man von jenseits der Grenze die hellen Stimmen der Dienerinnen und kann aus der Ferne ihre Zungenfertigkeit bewundern. Der Phantasie ist hier viel Spielraum gewährt.

Die Schlafzimmer, von denen sich im Selamlik nur die für die männliche Dienerschaft und für die Gäste befinden, weisen jetzt auch schon europäische eiserne Bettstellen auf. Früher breitete man das Bettzeug, das während des Tages sich in einem der großen Wandschränke, ohne die kein türkisches Zimmer ist, oder in einem besonderen Bettzimmer befand, auf dem Boden aus oder schlief so den Schlaf des Gerechten. In kleineren Häusern, wo es an Raum fehlt, ist es noch heute so, und auf Reisen führt der Türke seine Bettsachen mit sich, um sie auf dem Boden der Khans und der Gaststuben in den Dörfern auszubreiten.

Für die Gäste gibt es in großen Konaks eine besondere Abteilung, Musafr Dairesi, wo dieselben allen nötigen Komfort finden, ohne daß sie den Leuten vom Hause (ew ehalisi) beschwerlich fallen.

Die Küche (Mutfak) befindet sich außerhalb des Hauses. Die Köche, meistens Armenier, tragen für die Mahlzeiten das Essen auf großen Tablettis in das Haus hinüber. Man ißt natürlich jetzt à la franca mit Gabel und Messer.

In einem türkischen Hause herrscht die peinlichste Sauberkeit. Niemand wird es ohne Ueberschuhe betreten; wenn er keine trägt, muß er die Stiefel ausziehen und die oben erwähnten Terlik anlegen. Der Türke ist in der Reinhaltung der Bodenteppiche fast von fanatischem Eifer, den er sich noch aus der alten Zeit bewahrt hat, als man ausschließlich auf dem Boden saß und schlief.

In einem kleinen türkischen Hause ist die Trennung zwischen Harem und Selamlik nicht so streng durchgeführt. Hier findet man gewöhnlich nur eine Treppe für Männer und Frauen. Wenn dann ein fremder Herr zu Besuch kommt, so ruft man, wenn er über die Treppe gehen will: Kimse olmassen, was man deutsch etwa durch: Alle fort! übersetzen kann; dann huscht es oft im Hause herum, wie erschrockene Mäuse in einer Speisekammer. Hier sieht man noch ein Stück von einem weißen Schleier in eine Tür verschwinden, dort noch ein schwarzes Augenpaar neugierig rückwärts schauen.

Der Glanztag eines türkischen Hauses ist ein Hochzeitsfest. Da glüht am Abend, wenn das Fest beginnt, alles von Kronleuchtern. Die Türen des Hauses stehen weit auf. In den Sofas und anderen Zimmern drängen sich die Gäste, hier im Selamlik die Männer, dort drüben die Frauen in luxuriösen Toiletten, funkelnd von Perlen und Diamanten. Am ersten Abend findet im Selamlik und im Harem das Hochzeitsmahl statt, das durch ein Indsche Sas, einen Vortrag türkischer Musik, verschönert wird. Der größte Andrang des weiblichen Publikums findet aber am zweiten Tage statt, wo die Braut sich am Arme des Bräutigams sich im vollen Staate zeigt — die sogenannte Kultuk Zeremonie. Da sind Treppen und Zimmer des Harems zum Brechen voll; man drängt und schiebt sich, man schwatzt mit fabelhafter Zungengeläufigkeit, man ruft, schreit und verwünscht diejenigen bis in die späteste Generation hinein, die zu eifrig sich vordrängen. An einem solchen Tage gehört das Haus, das sonst so abgeschlossen ist, der Oeffentlichkeit an.

An der schillernden Woge des Bosporus kann man aber die ganze Poesie eines türkischen Hauses so recht erfassen. Zwischen dem Meer und den Felsen und den dunklen verschwiegenen Gärten, in die der Gischt der Wellen hineinspritzt, liegt es scheinbar schlummernd in der Sonne des Tages, mit seinen verhüllten Fenstern und verschlossenen Türen. Wenn aber dann die Schatten der Berge und der Bäume darüberfallen, öffnet es sich hier und da—ein Fenster geht auf, eine Tür erschließt sich. Eine Frau sitzt mit dem weißen Tüllschleier um die Haare in der kühlen, geräumigen Halle und sieht dem vorbeifahrenden Dampfer nach, der die mächtig brausenden Wellen gegen den steinernen Kai und in das unter dem Hause befindliche „Kaihane", das Bootshaus, drängt.

Vornehme türkische Dame. (Des Photographen halber das Gesicht mit dem Schleier verhüllend.)

Türkische Frau als Postbeamtin.

Im Zeichen des Halbmondes.—Türkische Damen als „Rote Kreuz"-Schwestern beim Verpacken von Verbandszeug.

Der erste Leuchtturm in England war der Eddystone, welcher 1760 gebaut wurde. Aber bereits zwei Jahrhunderte vor Christus wurden Warnungsfeuer in einem

* * *

Turme nahe Alexandrien gebrannt.

Das Glück ist keine Rätsel:
Doch schwingt's als Sonnenstrahl
Millionen Erdenkindchen
Leicht über Berg und Tal.
Maria von Sydow.

* * *

Liebe wahrhaft — und es fallen Dir alle anderen Tugenden von selbst zu.

Der deutsche und der englische Buchhandel.

In der Internationalen Monatsschrift für Wissenschaft, Kunst und Technik wendet sich Herm. Diels gegen einen unlängst im Berliner Börsenblatt für den deutschen Buchhandel erschienenen Aufsatz, worin dem deutschen Buchhändler gewissermaßen der englische als Muster empfohlen wurde, der ohne jede Sentimentalität oder außergeschäftliche Nebengedanken die tatsächlichen literarischen Bedürfnisse einschätze und für den nicht das maßgebend sei, was gelesen werden sollte, sondern das, was gelesen wird. Der englische Verleger ist somit Geschäftsmann, weiter nichts; das gibt Diels zu, und vom rein kaufmännischen Standpunkte betrachtet, ist diese britische Methode gewiß sehr empfehlenswert. Aber schon 1839 hat Moriz Veit dem deutschen Buchhandel nachgerühmt, daß er es für seine Pflicht halte, „einen Teil des Gewinnes, den die Muse dem häuslichen Altar beschieden, der Muse selbst zu opfern", und diese ideale Auffassung hat der deutsche Verleger, zu seiner Ehre sei's gesagt, bis zum heutigen Tage aufrechterhalten. Während der Engländer, um sein Buch zu einem begehrten Kaufgegenstand zu machen, gezwungen ist, den breiten Schichten der Leser erhebliche Konzessionen einzuräumen, hat der deutsche Buchhandel von jeher auch einmal Opfer zu bringen verstanden und so manches gute Buch, und manchen guten Gedanken in die Menge hineingetragen und verbreitet, selbst wenn der Verfasser nicht zu denen gehörte, denen es gelungen war, einen Lehrstuhl an einer Universität zu erklimmen. Ja, er hat die Gefahr eines materiellen Verlustes auch dann nicht gefürchtet, wenn es sich um ausländisch: Werke handelte; so mußte Wallace seine neuentdeckten Shakespeare-Papiere, für die er in England keinen Verleger fand, 1912 in Deutschland veröffentlichen, und die Pariser Akademie fand in demselben Jahr nur einen deutschen Verleger, der sich bereit erklärte, die beträchtlichen Kosten für die Herausgabe der von den Franzosen aufgefundenen Inschriften von Delos in den Schriften der Berliner Akademie zu wagen. Dagegen haben Spenceres Werke jahrelang in der Schublade gelegen, bis seine Freunde ihm die Zahlung der Druckkosten ermöglichten.

Auch gegen die Behauptung, daß die englischen Bücher mehr gekauft und mehr gelesen würden, wendet sich in dieser Verallgemeinerung Diels. Das liegt zum Teil daran, daß die Engländer als gute Geschäftsleute vor allem die leichtere und daher leichter verkäufliche Literatur verlegen. Im Jahre 1913 kam in England auf eine Gesamterzeugung von 12,379 Werken der vierte Teil, nämlich 3211, auf die schöne Literatur, und unter der letzteren waren allein 2504 Romane; in demselben Jahre erschienen in Deutschland 35,708 Bücher, von denen nur etwa ein Siebentel, genau 5319, belletristische Werke waren. Es wird nach wie vor eine Ehrenpflicht des deutschen Verlags bleiben, auch die sog. schwere Literatur zu fördern und zu verbreiten, selbst wenn die Gewinnaussichten dabei nicht gerade groß sind. Man kann dem Verfasser in seinem Schlußwort nur beistimmen: „Nicht durch oberflächliches Anbequemen an ausländische Muster oder Methoden wird sich der Deutsche in der Welt durchsetzen, und mit dem Deutschen das deutsche Buch!"

Britisches Mordbureau.

Unter dieser Ueberschrift veröffentlicht die Continental Times, das Organ für Amerikaner in Europa, nach Mitteilungen aus Kopenhagen, einige interessante Einzelheiten über eine etwas sehr eigenartige Organisation, die sich des Schutzes der britischen Regierung erfreut. Es handelt sich um das „Publicity Bureau for realizing political ends", dessen Hauptquartier sich in Southend befinden soll. Das Budget des britischen Auswärtigen Amtes enthält einen Posten von 5 Millionen Pfund Sterling. Ueber diesen Fond, der mit E bezeichnet ist, wird kein besonderes Konto geführt, das Auswärtige Amt gibt keine Auskunft darüber, was mit diesem Gelde gemacht wird, und die Dinge, die davon bezahlt werden, haben alle Ursache, das Tageslicht zu scheuen.

Kürzlich trat in der Leitung dieses Bureaus ein Wechsel ein. Major Susley, dem bisher die Leitung obgelegen hatte, wurde abberufen und an seine Stelle trat Oberst Dun. Oberst Dun war vor einem Jahre Militärattaché bei der britischen Gesandtschaft in Bukarest und war bisher weder in politischer noch in militärischer Beziehung kompromittiert. Von Major Susley wird behauptet, er habe sich als gänzlich ungeeignet für die Leitung dieses Bureaus erwiesen, das, wie wir sehen werden, sehr eigenartige Mittel anwendet, um seine Ziele zu erreichen. Major Susly hat bei zwei Aufgaben, die er unternommen hatte, versagt. Einmal bei dem Mordanschlag auf Sir Roger Casement und nachher bei dem Attentat auf den König von Bulgarien. Ein anderer Versuch, der in Griechenland ausgeführt werden sollte, schlug ebenfalls fehl. Aber schlimmer als das, — die Methoden, die er anwandte, waren so schwerfällig, daß die Fäden, die von den Schauplätzen der Verbrechen zu dem „Bureau zur Verwirklichung politischer Ziele" führten, allzu deutlich erkennbar waren.

Dieses Bureau besteht schon seit längerer Zeit. Es war früher das Hauptbureau des englischen Spionendienstes, jetzt aber dient es einem vornehmeren Zweck, nämlich — dem politischen Mord! Es ist festgestellt, daß Ghenadiew kurz vor dem Attentatsversuch in Serajewo mit Major Susley in Paris zusammen gewesen ist, und daß Major Tancific, der wirkliche Mörder des österreichischen Thronfolgers und seiner Gemahlin, die Rolle des Vermittlers zwischen Ghenadiew und Major Susley gespielt hat, und daß der letzte bei seiner Rückkehr aus Paris von einem englischen Agenten, der dem Stab des Bureaus angehörte, begleitet wurde. Dieser Agent hat eine ziemlich zweifelhafte Vergangenheit. Als Jaurès von der Kugel des Mörders niedergestreckt wurde, saß Goorell in seiner nächsten Nähe. Zu der Zeit, als Graf Witte ermordet wurde, befand sich Goorell auf einer Geschäftsreise in Rußland. Als Adler Christensen das bekannte Angebot für die Beseitigung Sir Roger Casements gemacht wurde, befand sich Goorell in Christiania. Adler Christensen hat selbst angegeben, daß ein englischer Agent die Verhandlungen zwischen ihm und dem Gesandten Findlay vermittelte. Wer Vergnügen an Kombinationen findet, kann sich leicht herausrechnen, was für saubere und erhebenden Zwecken dieses politische Agitationsbureau Großbritanniens dient. Natürlich wird das Siegel dieses Bureau auch den englischen Wahlspruch tragen: „Honny soit qui mal y pense!

Deutsche Kinder-Literatur.

Viele Eltern, die da glauben, ihre Kinder in echt deutschem Sinne zu erziehen, sind sich dieses Begriffes nicht einmal so recht bewußt. Denn sehr häufig erstreckt sich bei ihnen derselbe nur auf den Besuch einer deutschen Schule oder den Gebrauch unserer Muttersprache. Aber das alte Vaterland, dessen liebvertrautes Bild uns auch in der Fremde nie verlassen wird, stellt außer diesen noch eine Menge hoher Ansprüche an unser und unserer Jugend Geistes- und Gemütsleben. Wir wissen, daß das hier geborene Kind eingewanderter Eltern den verschiedenartigsten und widersprechendsten Einflüssen ausgesetzt ist, die es erst nach und nach in sich verarbeiten muß. Aber was ihm von Jugend auf tief in die Seele geprägt wird, das wurzelt doch fest und ewig darin. So ist es auch mit jenen süßen Liedern, die ihm dereinst die Mutter gesungen, mit den Sprüchlein, die sie es beten gelehrt, und den Märchen, welche ihr Mund ihnen erzählt. Ich erwähne hier also nur die idealen Werte unserer fernen Heimat, jene unvergänglichen Güter, die wir mit herübergenommen in dieses hastige Treiben der neuen Welt, und die wir so gerne auch in die Herzen unserer Lieblinge verpflanzen möchten. Letztere haben doch so unendlich Vieles mit uns gemein, die Grundzüge des Charakters, die Körperbildung und oft auch die gleichen Ideen. Warum sollte es uns nicht auch gelingen, ihnen ein tiefes und inniges Verständnis für die deutsche Volksseele beizubringen, so daß sie ganz wie wir davon durchdrungen werden? Zur Erreichung dieses herrlichen Zieles wäre neben der selbstverständlichen mütterlichen Unterweisung in allem Schönen, was der germanische Volksglaube und die Volkspoesie uns offenbaren, die Errichtung einer kleinen Hausbibliothek, die in keinem deutsch-amerikanischen Heim, darin Kinder sich tummeln, fehlen sollte, die erste Bedingung. Freilich hätte die Anschaffung von Büchern für eine solche nur allmälig und nach dem Maßstabe der vorhandenen Mittel zu geschehen, und es dürften zunächst für diese Sammlung die mannigfaltigsten Bilderbücher deutscher Ursprungs zu wählen sein. Diese müssen unseren Kleinen schon zur belehrenden Unterhaltung dienen, indem sie ihnen durch Anschauen die Kenntnis von äußeren Gegenständen für den Gebrauch des Lebens verschaffen. Man suche dabei nur solche Werke aus, die das Häßliche im Bilde dem Kinde möglichst fernhalten. Diese Bücher, für die früheste Jugend bearbeitet, sind durch ihre weite Verbreitung zu einem eigenen Zweige des Buchhandels geworden und uns auch hier überall zugänglich. Ihnen schließen sich in bunter Reihenfolge die mit so feinem Takt geschriebenen deutschen Märchendichtungen an, die, unbekümmert um die Gesetze des realen Weltlaufes, ganz von der Phantasie geleitet, von der Einfalt und Naivität des kindlichen Sinnes beseelt sind. Sie heben unsere Kleinen hoch über die alltägliche Wirklichkeit hinaus und entzücken sie trotz ihrer unmöglichen Gestalten durch eine frische und ungeschminkte Natürlichkeit der Sprache. Da gibt es Zauberer, Hexen, Riesen, Zwerge, Kobolde, Elfen und Feen. Und wenn auch keine Nation der Erde ganz dieser Volkssagen entbehrt, so bleiben doch die deutschen die lieblichsten und sinnigsten von allen. Hat doch erst kürzlich ein hervorragender Amerikaner, ein Bundesrichter aus Alabama, gelegentlich eines Vortrags über Deutschland und Amerika vor dem Republican Club zu New York folgenden bezeichnenden Ausspruch getan: „Die Deutschen sind das patriotischste Volk der ganzen Welt, und dieses ist hauptsächlich auf ihre Volksmärchen zurückzuführen. Durch diese haben sie sich die Herzen ihrer Kinder gewonnen, noch ehe letztere die Schule besuchen!" —

Dem Märchen folgt die Fabel auf den Fuße. Sie bildet eine verkleidete Belehrung, gleichfalls in prosaischer Form, und ist nicht identisch mit der Sage, wohl aber ihr nahe verwandt. In ihrem Verlaufe werden Menschen und besonders Tiere, aber auch unbelebte Gegenstände handelnd und redend dargestellt, um eine praktische Lebensregel in anschaulicher Weise zu verdeutlichen. Von dem Märchen unterscheidet sich die Fabel durch ihre Moral, die sie oft trefflich zum Ausdruck zu bringen versteht, sowie durch ihre Logik und Kürze. Es hat unter den deutschen Schriftstellern mehrere spezielle Kinderfabeldichter gegeben, die darin sehr glücklich waren.

Was nun schon mehr in den Bereich der Pädagogik gehört, das sind die reizvollen Froebelschen Schöpfungen, diese köstlichen Bilderfibeln, die ebenfalls in jener oben erwähnten Bibliothek unerläßlich wären. Dieser größte Kinderfreund bedient sich als Hauptmittel der Erziehung des Spieles, und sein schöner Grundsatz ist die harmonische Ausbildung jeder menschlichen Tätigkeit, die den erwachenden Geist beschäftigen und besonders auf Herz und Gemüt veredelnd wirken soll. So hat sich denn das Froebel'sche Kindergartensystem auch überall siegreich durchgesetzt und mit seinen Segnungen unsere Jugend reich beglückt. Endlich gedenke ich noch des herrlichten Gutes, des deutschen Volksliederschatzes, der so ganz ohne Absicht auf künstlerische Wirkung entstanden ist und dem ganzen Volke den Spiegel seines äußeren und inneren Lebens, der ihm eignen Gemütsart und seiner Geschichte vorhält.

„Du hast mit deiner schlichten Weise
Mein Herz gebracht in deinen Bann,
Daß ich aus deinem Zauberkreise,
Der mich umschlungen so lieb und leise,
Mich nimmermehr befreien kann!"

So singt der preisgekrönte Dichter A. W. Hildebrand in seiner Widmung an das deutsche Lied. Und dieses ist es vor Allem, welches das Kind für das Land seiner Eltern begeistert und seine Sinne süß gefangen nimmt. Das Liederbuch nehme daher den ersten Platz in der Kinderliteratur und in jedem deutschen Hause ein, denn es zaubert uns ein Heimatglück und lehrt unsere Lieblinge den Begriff der deutschen Volksseele erfassen. — Das Bilderbuch, das Märchen, die Fabel, das Spiel und das Lied, sie sind die wichtigsten Faktoren, nein, sie sind die Grundlage für eine echte deutsche Erziehung! —

Aluminium.

Das in so ausgedehntem Maße im Luftschiffbau verwendete Aluminium ist kaum hundert Jahre alt. Die grundlegende Entdeckung, die zu seiner Ermittlung führte, war die von Sir Humphrey Davy, der 1808 darlegte, daß Tonerde und einige Felsarten durch eine noch unbekannte Substanz gebildet würden. Diese Substanz nannte er Aluminium, doch gelang es ihm nicht, es zu trennen und rein herzustellen. Erst im Jahre 1856 stellte der Franzose Deville Aluminium in ziemlich reinem Zustand her. Ein Pfund Aluminium kostete zu dieser Zeit etwa 360 Mark. Doch infolge der Vervollkommnung der chemischen Herstellungsmethoden sank der Preis beständig, bis er 1870 ungefähr 56 Mark betrug. Mit den elektrischen Verfahren konnte dann 1887 die Aluminiumdarstellung in größerem Maßstabe aufgenommen werden, so daß der Preis 1889 nur noch 8 Mark betrug. Von 1889 ab sanken die Preise schnell, bis sie sich auf 1 Mark beliefen. 1911 kostete ein Pfund Aluminium 0,65 Mark und 1914 ca. 0,54 Mark. Mit diesem Sinken der Preise stieg die Produktion. 1886 wurden nur rund 1½ Tonnen hergestellt, die 1891 bereits auf 75 Tonnen gestiegen waren. Zehn Jahre später, 1911, betrug die Aluminiumerzeugung 23,062 Tonnen und im Jahre 1913 produzierten die Vereinigten Staaten allein 32,750 Tonnen.

Die Krise in der französischen Landwirtschaft.

Alle französischen Berichte stimmen darin überein, daß die französische Landwirtschaft einer schweren Krisis gegenübersteht. Die Weinernte, die Kornernte, die Kartoffelernte sind gleich schlecht, wie die französischen Winzer und Bauern es seit dreißig Jahren nicht mehr erlebt haben. Die schlechte, feuchte Witterung des Juni und Juli hat die Ernten verdorben. Aber gleichzeitig gesteht man ein, daß schon das letzte Frühjahr den Reben durch die Schädlinge großes Unheil zufügte, weil keine genügenden Arbeitskräfte da waren, um diesen Schädlingen zu wehren. Und ähnlich war es mit den Folgen der schlechten Witterung im Juni und Juli, die namentlich die kryptogamischen Krankheiten in den Weinbergen förderten.

Zu der allgemeinen Mißernte gesellt sich noch die bedenkliche Lage und die ihr entsprechende Stimmung in der landwirtschaftlichen Bevölkerung. Ein Mitarbeiter der „Bataille Syndicaliste" legt dar, daß die landwirtschaftliche Bevölkerung ihre feste Hoffnung darauf gerichtet hatte, den Krieg Ende des Frühjahrs 1915 beendet zu sehen. „Die Zeitungen", schreibt er, „hatten ja überall die Gewißheit des Sieges für März oder April verbreitet. Die Frauen verrichteten deshalb die kleinen Arbeiten in der Hoffnung, daß der Mann in der Zeit der großen Landarbeiten heimgekehrt sein würde". Nun kam es aber anders, der ganze Sommer ging dahin, ohne den versprochenen Sieg auch nur um einen Schritt näher gebracht zu haben.

Ein Kinderbrief.

Lieber Vater, wie geht es Dir?
Mir geht es gut. Wann schickt Du mir
Einen richtigen, lebendigen Franzosen
Mit einem Käppi und roten Hosen.

Mutti erzählte, Du wohntest noch
Unter der Erde in einem Loch.
Darüber stünde als Schildwachmann
Ein Apfelbaum mit viel Aepfeln dran.

Brüderlein hat mal geweint und geklagt
Da hat Mutti gleich gesagt:
Der liebe Gott hält seine Hand
Auf Apfelbaum und Unterstand.

Oberleutnant Günther Voigt, z. Z. im Felde.